

**Zeitschrift:** Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

**Herausgeber:** F. Pieth

**Band:** - (1929)

**Heft:** 2

  

**Artikel:** Erinnerungen [Fortsetzung und Schluss]

**Autor:** Barblan, Otto

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-396553>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 05.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

mehrere Illustrationstafeln erläuterte Abhandlung über „Wappen und Siegel“, und 1904 erschien noch eine „Einsendung an die tit. Historisch-antiquarische Gesellschaft“ benannte Verteidigung einzelner Mitglieder seiner Familie gegenüber den Angriffen in Dr. Pfisters Dissertation über die Patrioten.

Wohl die letzte geschichtliche Betätigung des unermüdlichen Mannes waren seine Beschreibungen der Domleschgerburgen: Baldenstein, Campî, Ehrenfels, Fürstenau, Juvalt, Ortenstein, Tarasp, die Manuskript geblieben sind.

Auf diese Weise hat der ehr- und lebenswürdige Herr, dem wir stets ein treues Andenken bewahren werden, seinen Lebensabend auch dazu verwendet, sich an der nie versiegenden Quelle der Geschichte unseres engeren Vaterlandes Graubünden forschend zu betätigen. Er starb zu Fürstenau am 14. September 1910.

---

## Erinnerungen.

Von Musikdirektor Otto Barblan, Genf.

(Schluß.)

Meine Weihnachts- und Osterferien verbrachte ich in Scharans. Das erstemal (Weihnacht 1874) nahmen wir, eine kleine Anzahl Kantonsschüler aus dem Domleschg, Schams und Rheinwald, die Post. Abfahrt frühmorgens um 5 Uhr. Mich traf's, auf dem Bock neben dem Kutscher zu sitzen. Überzieher trug unsereins damals noch nicht. Vom Oberland herunter wehte ein eisiger Wind, so daß es mich bis Ems und über Ems hinaus bedenklich und gefährlich fror. Nach dem Halt in Bonaduz durfte ich ins Innere des Schlittens.

In Thusis war gerade Markt. Mein Gefährte, David Patzen von Scharans, fand dort seine zwei Schwestern vor, beide an die 20 Jahre alt, — frische, muntere, echte Bündner Landschönheiten. Sie waren mit dem Schlitten herübergekommen und standen im

Begriff, heimzufahren. Es war auf dem kleinen Schlitten gerade noch Platz für den Bruder, und ich schickte mich an, zu Fuß zu gehen. Da fragt die ältere Schwester den Bruder, wer ich sei und wohin ich gehe. Es wurde ihr bedeutet, ich sei ein Barblan und mein Ziel sei daher auch Scharans. Da faßte sie mich herzlich (sie war die Größere), setzte den Blauröckler lachend auf ihren Schoß, und unter dem lustigsten Gelächter der Thusner Marktleute und der beiden Schwestern fuhren wir durch Thusis Scharans zu und in das Dorf hinein bis zum Haus unterhalb der Linde. Ich wohnte bei meiner Tante Anna Alleman, die manchmal abends ihren Schäublin hervorholte und dann geschickt und mit ganz reiner Stimme sang — Nachklänge aus Zeiten, worüber ich in Scanfs so viel gehört! Eines Abends begaben wir uns zu Herrn Pfarrer Michael. Mir war gar eigentümlich zumute, mich da zu befinden, wo noch kurz vorher Großpapa weilte und wirkte, wo mein Vater seine schöne Kindheit verbracht, eigentümlich ums Herz im Gedanken an eine uns so nahe gehende, lange Vergangenheit. Am Sonntag in der Kirche war ich sicher von allen am meisten bewegt in der steten Erinnerung an so vieles, was dort seit 1829 vor sich gegangen...

Im Spätherbst 1878 frug mich eines Tags Herr Prof. Held, ob ich geneigt wäre, für eine Zeitlang den Organistendienst in Maladers zu übernehmen. Herr Pfarrer Willy, damals Regierungssekretär, war gebeten worden, den erkrankten Pfarrer Brassel zu ersetzen, und wünschte jemanden, um den Organistendienst zu versehen. Ich ging eines Tages nach Maladers hinauf, die Orgel zu besichtigen, und nahm das Anerbieten an, trotzdem das Instrument recht primitiv war; übrigens war man noch Seminarist, also noch nicht Organist vom Fach. Und so fanden sich denn damals zu gemeinschaftlicher Tätigkeit in Maladers zusammen vielleicht der größte Pfarrer des Kantons und sicher der kleinste und jüngste Organist. Vor der Predigt wurde ich regelmäßig bei der Mutter des Dorfschulmeisters, einer Frau Hasler, erwartet, die mir eine konsistente, vortreffliche Bündner Sonntagssuppe bereit hielt. In der Kirche hörten die Maladerser von der Orgel her Fragmente aus Sonaten von Beethoven (!). Nach der Kirche gingen Herr Pfarrer Willy und ich meist selbender nach Chur hinunter, wobei er mir vieles aus seinem Leben erzählte und vieles aus seiner reichen Erfahrung mitteilte. Das

erstemal hieß es: „Ich habe Ihren Herrn Großvater sehr wohl gekannt. Er war mit dem bejahrten Pfarrer ... (der Name ist mir leider entfallen) der letzte, der die alte Tracht der reformierten Bündner Geistlichen, Frack, Kniehosen und Schuhe mit Silberschnallen, trug und darin an der Synode erschien.“<sup>31</sup> Aus dem Gesagten geht hervor, daß meine Laufbahn als Organist da oben in Maladers ihren Anfang genommen hat.

Am Patentexamen (April 1878) spielte ich die Mondscheinsonate von Beethoven. Als der Schlußsatz anhub, ging eine gewisse Bewegung durch die Anwesenden und Herr Nationalrat Steinhauser drängte sich voll Interesse herbei.

Ich habe mich bei diesen Notizen betreffend meine Kantonschuljahre auf das musikalische Moment beschränkt. Aber es drängt mich, außer meiner Lehrer für Musik auch meiner andern Professoren, insbesondere des Herrn Seminardirektors Caminada, dankbar zu gedenken.

Am Tag nach der ergreifenden Entlassung unserer großen Klasse reiste ich nach Stuttgart. Das Stuttgarter Konservatorium war damals in mehrfacher Beziehung eines der hervorragendsten. Für das Technische des Klavierspiels (im edeln Sinn) konnte, dank der außerordentlichen Persönlichkeit Sigmund Leberts, meines Erachtens bloß Paris mit Stuttgart rivalisieren, wobei ich überzeugt bin, daß Lebert das Wesentliche der Technik dem Verständnis des Schülers besser zum Bewußtsein brachte. Fürs Orgelspiel, für das Studium der strengen Formen der Polyphonie (ganz besonders des Canon) stand Stuttgart, vermöge der hervorragenden Autorität Immanuel Faißts, obenan<sup>32</sup>. Beim Examen für den Eintritt in die Klavierklassen des Konservatoriums war Lebert immer zugegen. Man brauchte gar nicht lang zu spielen, und er fiel ein: „Des isch net mei Aaschlag!“ Jedermann mußte sich erst Leberts Anschlag aneignen — glücklicherweise. Zwei Jahre hindurch war nun für mich das ganze Klavierspiel auf Übungen, auf Tonleitern und Etuden eingestellt und beschränkt. Als ich selbst nach zwei Jahren in den Ferien

<sup>31</sup> Herr Pfarrer Willy war 1867 und die folgenden Jahre unser Schulinspektor gewesen.

<sup>32</sup> Die Wahl von Stuttgart für meine Studien ist das Verdienst meines Vaters. Er hat lange verglichen und dann genau erkannt, was für mich das Richtige sei.

nichts vorspielen durfte, war Papa schon etwas entmutigt, ließ aber die Enttäuschung nicht merken. In der Harmonie, in der Theorie war der Sohn inzwischen recht weit gelangt. Im dritten Jahr brachte ich endlich Klavierstücke von Mozart und Mendelssohn mit, die nun kunstgerecht ausgeführt und vorgetragen wurden. Mein Vater hatte ein merkwürdig sicheres Verständnis dafür, und so war jetzt die Freude um so größer. Im Lauf des vierten Studienjahrs mußte ich Herrn Prof. Faißt eröffnen, daß ich leider vom Herbst ab meine Studien nicht werde fortsetzen können. „Was der Tausend, jetzt unterbrechen, wo Sie so recht im Zuge sind!“ Ich hatte inzwischen auch mit dem Studium des Orgelspiels angefangen und kam dank den so vortrefflichen vorausgegangenen Klavierstudien rasch vorwärts. „Haben Sie denn keine reichen Verwandten?“ „Nein, Herr Professor!“ „Haben Sie einen reichen Paten?“ „Jawohl.“ „Wollen Sie mir seinen Namen und seine Adresse geben!“ Einige Tage später zeigte er mir einen Brief meines Paten<sup>33</sup>. Es hieß darin kurz: „Otto soll nur sagen, wieviel er braucht.“ Ich mochte aber nicht die ganze nötige Summe borgen und äußerte den Wunsch, Stunden zu geben, um selber einen guten Teil der Ausgaben zu bestreiten. Zwei Tage darauf erschien im „Stuttgarter Tagblatt“ eine längere Annonce, worin ich für Unterricht im Klavierspiel und in der Harmonie warm empfohlen wurde. Sie war unterzeichnet von Herrn Prof. Faißt, als Lehrer und als Direktor des Konservatoriums, sodann von E. Alwens als Lehrer des Klavierspiels und von Reinhold Seyerlen als Lehrer der Harmonie und der Anfänge in der Polyphonie. Die Schüler stellten sich nach und nach ein und ihre Zahl mehrte sich.

Ein Präludium und Fuge von mir waren Herrn Prof. Faißt zu Dank ausgefallen. Er wünschte, daß ich während der Sommervakanz an dieser Arbeit feile und sie fertigstelle, was dann zum guten Teil unter den schönen Lärchen oben in den Arschaidas geschah, wobei mich öfters bräunliche und schwarze Eichhörnchen köstlich belustigten. Nach Stuttgart zurückgekehrt, verlangte Herr Prof. Faißt, daß ich das Stück zum Vortrag im Prüfungskonzert seiner Orgelschüler vorbereite. Ich spielte zum erstenmal öffentlich (abgesehen von Zernez und Maladers!), und geheuer war es mir zu Anfang des Vortrags keineswegs. Mein

<sup>33</sup> Giosuè Pontz von Sils-Maria.

linkes Bein schlotterte, trotzdem es bloß ein langes A in bequemster Lage auszuhalten hatte. Es ging aber und ging in der Folge immer besser und leichter, so daß mir Herr Prof. Faißt nach dem Schluß zurief: „Sehr gut!“ Ich wüßte nicht, daß ich's sonst im Lauf meiner sieben Stuttgarter Jahre je aus seinem Munde gehört<sup>34</sup>. Am folgenden Tag läutet es während des Mittagessens. Jemand wünschte mich zu sprechen. Ein junger Student stellt sich vor als Sohn des Herrn Prof. Faißt<sup>35</sup>. „Mein Vater läßt Ihnen sagen, er sei mit Ihnen gestern abend sehr zufrieden gewesen und er möchte, daß Sie mir Orgelunterricht geben.“ Ich konnte nicht umhin, diese besonderen Fälle zu erwähnen. Sie ermöglichten es mir, noch drei Jahre hindurch ausschlaggebende Studien zu machen, und ich kann nicht ohne tiefste Rührung, ohne tiefste Dankbarkeit an diese Zeiten innigster Befriedigung denken.

Damals (Ende der siebziger Jahre) lebte man in Deutschland in musikalischer Beziehung teilweise noch unter dem Zeichen Mendelssohns, aber hauptsächlich unter demjenigen von Schumann und Schubert. Jedoch hatte Richard Wagner schon alle seine großartigen Werke mit Ausnahme des „Parsifal“ geschrieben. „Der fliegende Holländer“, „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ gehörten bereits zum Hauptbestand der großen Bühnen. Liszt, der unvergleichliche Protagonist für alles Verdienstvolle, hatte außer Wagner auch Berlioz Bahn gebrochen. In Deutschland faßte Saint-Saëns Fuß und anderseits war am Kunsthimmel das Gestirn Brahms aufgestiegen. Was für eine großartige Epoche, was für musikalische Ereignisse, was für Eindrücke! An Pianisten haben wir in jenen denkwürdigen Tagen (unter vielen andern) gehört: Hans von Bülow, Anton Rubinstein (beide mehrmals), Eugen d'Albert bei seinem ersten Auftreten in Stuttgart, Clara Schumann, Marie Krebs, Anna Mehlig, — an Violinisten Joachim (mehrmals), Sarasate, Wilhelmj und andere. Zu Anfang der achtziger Jahre bot sich die Gelegenheit, den „Ring der Nibelungen“ durch die vortreffliche Truppe von Angelo Neumann unter der ausgezeichneten Direktion Arthur Seidels zu

<sup>34</sup> Einmal, als ich auf Herrn Karl Köhl, seinen ehemaligen Schüler, zu reden kam, äußerte er sich: „Der hat eine teuflmäßige Geschicklichkeit.“

<sup>35</sup> Julius Faißt, damals Student der Theologie.

hören. Ich hatte einen Teil der Schriften von Wagner gelesen, war Feuer und Flamme für seine Ideen und machte unter den Schülern eifrigst Propaganda für ihn, was mir hohen Orts am Konservatorium sehr zum Vorwurf gemacht wurde. – Die vorgerückten Schüler von Herrn Prof. Faißt waren, dank seiner Verwendung, beim „Verein für klassische Kirchenmusik“, den er gegründet hatte, zugelassen, und so habe ich Gelegenheit gehabt, Bachs große Werke (Magnificat, die Passionen, die H-Moll-Messe), Beethovens Missa solemnis, den Messias und viele andere, bedeutende Werke gründlich und in ausgezeichneter Ausführung kennenzulernen. Bei den Aufführungen mußte ich an der Orgel registrieren, hatte also vor Augen Faißts ganz vortreffliche, ja mustergültige Bearbeitungen des Orgelparts<sup>36</sup>.

Zu den bedeutungsvollsten Eindrücken meiner Studienzeit gehören die Konzerte, die Bülow 1884 gab, gelegentlich seiner denkwürdigen Tournée mit dem Meininger Orchester. Man kann diese Leistung füglich als sensationell bezeichnen. Bülow, nicht nur fürs Klavier, sondern auch für die Direktion Schüler Liszts und zudem Schüler Wagners, bedeutet die glänzende Entfaltung einer großartigen Direktionsschule. Bülow war meines Wissens der erste Dirigent, der absichtlich alles auswendig dirigierte. Bei dieser triumphartigen Rundfahrt kamen verschiedene Werke von Brahms zu ihrer ersten Aufführung. So erlebten wir in Stuttgart die Einführung der F-Moll-Symphonie und des Klavierkonzerts in B-Dur. Letzteres spielte Bülow selbst und dirigierte zugleich das Orchester vom Klavier aus.

Im Sommer 1882 wurde „Parsifal“ zum erstenmal in Bayreuth gegeben. Die Zeitungen brachten Wundermären darüber auch nach Scans. Bald nach der Rückkehr nach Stuttgart hieß es eines Tags in der Pension: „Morgen ist die letzte Aufführung von „Parsifal“, wir wollen nach Bayreuth.“ Aus dem Spaß wird Ernst und man beschließt, mittelst Depesche Plätze zu bestellen. „Barblan, du kommst doch mit?“ Meine Antwort: „Davon ist leider keine Rede!“ Der Platz kostete 30 Mark, die Reise ungefähr ebensoviel, und das ist kein Spaß für einen Studenten,

<sup>36</sup> Nach den Aufführungen war Herr Prof. Faißt so aufgeregt, daß er nicht schlafen konnte. Anstatt sich auszuruhen, notierte er die Mängel der Ausführung im Hinblick auf eine spätere Vorführung des betreffenden Werks.

der jetzt allein aufkommen wollte für alle Ausgaben. Es war mir aber sehr unbehaglich und wehleidig zumut. Gegen Mitternacht brach man auf. „Barblan, komm' doch mit!“ Und die magische Gewalt Parsifals ist derart, daß ich mitfahre, ohne zu wissen, ob ich ein Billet bekommen werde. Unterwegs wird telegraphiert, und zum Glück findet sich ein Platz für mich neben den anderen Pensionären. Als wir die Anhöhe gegen Wahnfried hinauffahren, kündigten eben Posaunen feierlich den Beginn der Vorstellung an. Ich kannte keine Note von „Parsifal“, wußte nichts Genaues vom Stoff, vom Text, und erlebte darum den unmittelbaren, den richtigen, unvergeßlichen Eindruck<sup>37</sup>. Gleich nach dem ersten Akt packt mich mein riesengroßer Mitschüler Venino (Deutsch-amerikaner, Sohn eines Malers) an der Schulter und wendet mich um; ganz nahe bei uns standen in der Loge des Meisters Wagner und Liszt nebeneinander, der erstere sehr selbstbewußt, imponierend, Liszt, hochbejahrt, mit schneeweißem Haar, bescheiden, etwas gebückt. Er hatte seinen Arm um die Schulter Wagners gelegt und schaute ihn an, als wollte er sagen: „Jetzt bist du auf dem Gipfel angelangt.“ Den Weg dahin hat ihm aber Liszt gebahnt und geebnet, mit unsäglichener Energie und Mühe, mit Opfern, mit Selbstverleugnung, gelegentlich ohne ganz den verdienten Dank zu empfangen. Beethoven hatte in zarter, warmer Weise dem elfjährigen Wunderkind gesagt, als dieses ihm den ersten Satz des C-Moll-Konzerts vorgespielt hatte: „Geh! Du bist ein Glücklicher und du wirst andere Menschen glücklich machen. Es gibt nichts Besseres, nichts Schöneres!“ Liszt fügt, indem er die denkwürdige, ergreifende Begegnung erzählt, hinzu: „Diese Begebenheit ist der größte Stolz („le plus grand orgueil“) meines Lebens, das Palladium meiner ganzen Künstlerlaufbahn.“ Hat man bedacht und erfaßt, was es bedeutet: das Wort Beethovens im Schwarzspanierhaus, die Einwirkung, die Folgen? Deswegen bleibt mir jenes Doppelbild im Bayreuther Festspielhaus für immer eingeprägt.

Im Spätherbst 1883 hatte mein Onkel Jakob, damals schon seit Jahren Lehrer am Gymnasium in Morges, ein Orgelkonzert

---

<sup>37</sup> Es war die denkwürdige Aufführung, in welcher Wagner selbst den letzten Akt dirigierte und hernach an die Ausführenden eine von Begeisterung flammende Ansprache hielt. Im Monat Februar darauf starb er in Venedig – die Nachricht wirkte in Deutschland erschütternd.

für mich in Lausanne (St. François) veranstaltet. Es war ein wundervoller Tag, als ich nach Morges fuhr, und so sah ich bei der Ausfahrt aus dem Tunnel von Chexbres zum erstenmal den Genfersee und diese Gegend in ihrer ganzen Schönheit. Das Konzert (kurz vorher hatte Saint-Saëns in St. François gespielt) fand guten Anklang, und mein Onkel war so erfreut und ermutigt darüber, daß er für das Frühjahr 1884 eine ganze Serie Orgelkonzerte in der französischen Schweiz plante. Die Sache kam zustande. Ich nahm also Ende Mai eine längere Vakanz, vertraute meine Schüler einem tüchtigen Freund und Mitschüler<sup>38</sup> an, reiste ab und erblickte diesmal die Gegend vor Chexbres im schönsten Frühlingskleid.

Während meines diesmaligen Aufenthalts in Morges fand die Enthüllung des Dufour-Denkmal in Genf statt. Mein Onkel versäumte dergleichen Anlässe nie und nahm mich mit. Wir fuhren bei prachtvoller Wetter über den See, und die Einfahrt in den beflaggten Genfer Hafen war festlich, grandios. Vom Hafen gingen wir direkt zur Place neuve, wo es uns gelang, einen vortrefflichen Platz auf der obersten Treppenstufe zum Konservatorium zu erwischen. Bei der Feier sprach u. a. Herr Bundesrat Welti (unser Schweizer Bismarck), und es wurde die „Cantate du Général Dufour“ von Hugo von Senger unter seiner Leitung aufgeführt. Die Place neuve ist der wärmste Teil der Stadt; die Sonne scheint vormittags gerade auf die Hauptfaçade des Konservatoriums. Wir hatten sicher zwei Stunden dort zugebracht. Es war toll heiß und wurde immer schlimmer. Ähnliches hatte ich noch nicht erlebt, so daß ich zu Onkel sagte: „Hör mal, so eine kannibalische! Nach Genf kriegt man mich nicht!“

Nach der kleinen Konzerttournée in der französischen Schweiz gab ich noch ein Orgelkonzert in der St. Martins-Kirche unter Mitwirkung eines kleinen Männerchors, den Herr Prof. Grisch zusammenstellte und mit welchem er einige Lieder vorbereitete. Mein Vater war zu diesem Konzert nach Chur gereist. Ich sah, daß seine Freude nun groß war, und glaube, daß die Toccata in F-Dur von Bach auch sonst eingeschlagen hat. Am folgenden

---

<sup>38</sup> Wilhelm Weber, später Direktor der Musikschule und namhafter Dirigent des Orchesters und Gesangvereins in Augsburg. (Diese Stelle, die mit Klavierunterricht an der Musikschule begann, war zunächst mir angeboten worden.)

Tag reisten wir, beide glücklich, nach Hause. Man kennt das Sprüchlein: „Chi l'Engiadina vuol vair bella...“<sup>39</sup> Seit zehn Jahren war ich für meine Ferien erst im Laufe des Monats Juli angelangt. Diesmal, im Juni, erschloß sich mir mein Engadin in einer Schönheit, wie ich sie früher nie so empfunden, nie so erkannt hatte.

Im Lauf des folgenden Schuljahrs (8. Dezember 1884) starb Professor Lebert. Er war in seiner Art ein Unikum, daher für das Konservatorium unersetzlich. Ich wurde von der Schülerschaft ausersehen, beim Begräbnis in ihrem Namen zu reden.

Für das Schuljahr 1885/86 wurde eine Stelle als Lehrer für Musik an der Kantonsschule frei und die Wahl fiel auf mich. Ich hatte schon mehrmals gar nicht üble Angebote von Stellen ausgeschlagen, worüber Herr Prof. Faißt, als Vermittler, erstaunte. Aber meine Stellung in Stuttgart war eben schon recht schön und sehr angenehm. Ich mußte oft am Konservatorium für Klavier- und Orgelunterricht einspringen, und es war alle Aussicht auf Besserung vorhanden. Dem Ruf der Heimat aber konnte ich nicht widerstehen. Es wurde mir aber keineswegs leicht, nach solchen immer schöneren Jahren Stuttgart zu verlassen, Stuttgart, dem ich so unendlich viel verdanke und wo ich so viel Fürsorge gefunden und so viel treue, dauerhafte Freundschaft genossen und geschlossen<sup>40</sup>.

Im Herbst trat ich meine neue Stelle an. Es geschah unter besonderen Umständen. In den Stunden der beiden Gesangsklassen war seit mehreren Jahren völlige Disziplinlosigkeit ein-

<sup>39</sup> Wer das Engadin im wahren Schmuck sehen will, der komm' einmal im Jahr und zwar um St. Johann (26. Juni) herum.

<sup>40</sup> Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß ich in beiden Pensionen, in denen ich in Stuttgart gewohnt, Interesse für meine Studien und vielfache Anregung gefunden habe. Fräulein Hasse und Ruß, welche die erste Pension führten, waren beide besonders begabt, sehr belesen und anregend. Fräulein Ruß, Malerin ihres Berufs, hatte leichtes Spiel, mich besonders für Malerei und für die Natur zu interessieren, indem ich schon für beides gewonnen war. Eine Zeitlang wohnten wir gerade gegenüber der kgl. Gemäldegalerie, und dank Fräulein Ruß nahm ich oft meinen Weg dahin. Frau Gobert, die Inhaberin der zweiten Pension, ehemalige Schauspielerin, war immer bei der Hand mit interessanter, lehrreicher Lektüre, und zum Teil dank ihrem Einfluß war ich ein eifriger Theaterbesucher und hab' im „Olymp“ des Hoftheaters köstliche und unvergeßliche Stunden verbracht.

gerissen und die Schüler hatten die bestimmte Absicht, dieselbe aufrechtzuerhalten. Zu diesem Zweck wurden allerlei Mittel angewendet. Eines der wirksamsten war die Verwendung von Roßkastanien, die ja zu Beginn des Semesters vor der Kantonsschule so bequem zu haben, so leicht zu verstecken sind und die dann in der Gesangstunde ungesehen so lanciert werden können, daß man sie laut und recht lang rollen hört. Indessen ganz leicht wurde die Betätigung dieses Sports den betreffenden Liebhabern nicht, da ich weder ins Gesangbuch, noch auf die Tasten zu sehen brauchte. In einer der ersten Stunden der unteren Klasse traf es sich, daß von einer Stelle aus eine ganze Handvoll Kastanien ins Rollen kam. Da riß meinem Seminaristen Cabalzar die Geduld und in gerechtem Oberländerzorn schritt er auf den Schuldigen zu und rief: „Der ist's!“ „So, so, Obrechtli, jetzt gehst du zum Herrn Rektor hinüber und erzählst ihm, was vorgefallen, aber genau. Nach der Stunde gehe ich dann selbst vorbei, um zu sehen, ob es stimmt.“ Von da ab hatte ich in dieser Klasse keine erheblichen Schwierigkeiten mehr. Die obere Klasse empfing mich in der ersten Stunde mit einem unbeschreiblichen Gepolter und Getrampel, das nicht enden wollte. Ich kehrte um und verließ den Saal. Als ich nach einer Weile wieder erschien, war alles mäuschenstill, und der Unterricht begann nach einer kurzen, entsprechenden Bemerkung. Meine jungen Landsleute werden wohl erkannt haben, daß sie aus der Rolle gefallen seien. Von da ab waren die Schüler für den Gesang, für das Lied gewonnen.

Bald nach meiner Ankunft in Chur wählte mich der Gemischte Ghor zu seinem Dirigenten. Unter meinem indirekten Vorgänger Joh. Luz waren bedeutende Werke (Messias, Elias) aufgeführt worden. Ich hatte nur provisorisch in Stuttgart dirigiert (Quartette, rekrutiert aus Schweizer Polytechnikern, ad hoc Gemischte Chöre für Abendunterhaltungen im Verein für klassische Kirchenmusik), und so durfte man sich schon fragen, wie die Direktion des jungen Musikdirektors wohl ausfallen werde. Mir war aber ganz behaglich zumut, als ich in der ersten Probe im Kasino die feinen gemischten Chöre von Robert Franz (op. 24) vornahm, und mit dem ersten Konzert war das Vertrauen der Zuhörer gewonnen. Für das Hauptkonzert schlug ich das Requiem von Mozart vor, stieß aber damit auf großen Widerstand. Man erklärte allgemein, es sei eine unglückliche Wahl und das Werk

übersteige die Fähigkeiten meiner Sänger. Seit einiger Zeit waren nämlich Aufführungen größerer Werke eingestellt worden. Es prallten also zweierlei Ansichten aufeinander, von denen die eine, die optimistische, nur spärlich vertreten war. Mein Vorschlag wurde jedoch angenommen. Die Sänger zeigten den besten Willen und gaben sich gern für Extraproben her. Mehrere vortreffliche Kräfte (Herr Prof. Grisch, Herr Prof. Brügger, Herr Plac. Plattner u. a.) schlossen sich uns an, und so kam eine so sichere, schöne Aufführung zustande, daß man allgemein eine Wiederholung des Konzerts verlangte. Niemand war glücklicher als ich und mein Vater, der für den Anlaß wieder nach Chur gekommen war und unten, bewegt, zuhörte.

Unter den Mitgliedern des Komitees befand sich eine Dame, die mich frappierte. Sie hatte auffallend eigene, feine Gesichtszüge und einen seltsam beredten, intensiven Blick. Sie sprach wenig; nahm sie aber das Wort, so verfocht sie durchaus das künstlerische Prinzip. Nach der Sitzung, die auf das erste Konzert folgte, frug sie mich, ob ich am folgenden Sonntag gegen Abend zu ihr und ihrer Schwester kommen möchte. Ich stellte mich ein, und von da ab war ich jeden Sonntag gegen Abend ständiger Gast der beiden Damen. Fräulein Amantia und Pepi Kaiser, Schwestern des Herrn Dr. J. F. Kaiser, damals Präsident des Erziehungsrates, hatten ganz in der Stille und durch eigenes, langes Bemühen einen bewunderungswürdigen Grad von wahrer, eigentlicher Bildung erlangt. Sie waren u. a. auf dem laufenden in der Literatur und besonders in der Musik. Vornehmlich aber überraschte mich, wie sie überall in die Tiefen der Erkenntnis gedrungen waren. Sie sahen für jeden Sonntag, für jede Zusammenkunft etwas Besonderes vor, etwas Fesselndes, Belehrendes für den jungen Musikdirektor. Nach dem Abendbrot wurde meistens vierhändig gespielt mit Fräulein Pepi, die ihren Part stets sorgfältig vorbereitete. Obwohl ich im Lauf meiner sieben Stuttgarter Jahre unendlich vieles gehört hatte, verstanden es die Damen vortrefflich, immer Neues, Wertvolles bereit zu halten, geeignet, um nachhaltig einzuwirken. Fräulein Pepi hatte die Werke Beethovens, insbesondere seine Sonaten, lange und eingehend studiert. Sie war befangen, wenn sie jemand vorspielen sollte. Spielte sie hingegen für sich, so hatte ihr Spiel einen fesselnden Reiz. Es war grundmusikalisch und trug oft den Stempel

der Eingebung. Manchmal schien es, als identifiziere sie sich mit dem Komponisten, namentlich wenn sie Werke Beethovens und Schumanns, ihrer Lieblinge, vortrug. In diesen Tagen meiner Rekonvaleszenz bringt mir eine frühere Schülerin statt Rosen und Nelken ein eben erschienenenes Buch: „Beethoven raconté par ceux qui l'ont vu“ von Prod'homme (gelegentlich der Jahrhundertfeier des Meisters). Aus allen Aufzeichnungen<sup>41</sup> erhellt die Hoheit, die Würde, die Tiefe der Persönlichkeit, die Herrlichkeit des Genius. Das alles hatten die Damen Kaiser, insbesondere Fräulein Pepi, trotz wenigen Quellen und Dokumenten, zumeist aus den Werken selbst ganz genau, ganz klar erkannt. — Sie waren äußerst lieb, aber streng. Manchmal mußte ich Rede stehen, in die Lehre gehen, Tadel vernehmen. Zuweilen äußerte es sich etwas heftig, was Fräulein Pepi als „wabernde Lohe“ bezeichnete. Meistens aber war es derart, daß ich mich beherrschen und so wohlgemeinten Rat und selbst eine Rüge wohl annehmen konnte. So war der erste Stock des Pontzischen Hauses<sup>42</sup> in der Poststraße eine Art Hochschule, wie sie wohl an keinem Konservatorium zu finden ist.

Nach einem so langen Aufenthalt in der Fremde, in einem Lande, das sich fühlte und wo der Imperialismus schon sehr merklich überhand genommen hatte, konnte es nicht fehlen, daß mir so manches an unserm Charakter, an unserer Art, wie Unentschlossenheit, Zaghaftigkeit, eine gewisse Nachlässigkeit u. dgl. mehr auffiel als früher, und daß ich mich darüber äußerte. Als bald heftete sich dann der feine, köstlich maliziöse Blick auf mich: „Geben Sie acht; wer länger im Ausland gewesen, ist in Gefahr, zu rasch und zu oberflächlich zu urteilen. Beobachten Sie nur besser, und Sie werden sehen, daß sich hinter diesen verschlossenen Naturen, hinter nicht wenigen linkischen Menschen, die nichts aufs Äußere geben, so manche tüchtige Eigenschaft versteckt.“ Ich bin sicher durch die vortrefflichen Damen Kaiser dazu gelangt, die Eigenart des Bündners, zumal des Bündners jenseits unserer Berge, besser zu erkennen und zu schätzen. Sie hatten einen eigentümlich feinen, offenen Sinn für die Natur, für die Schönheit unserer Berge, unseres Landes, und ihre lebhafteste Freude daran wirkte auf mich ein.

<sup>41</sup> Goethe, Czerny, Liszt, Carl Maria Weber, Grillparzer etc. etc.

<sup>42</sup> Es gehörte meinem Paten.

In diese Jahre fallen meine ersten Kompositionen („Grüße aus der Heimat“, sechs Klavierstücke). Ich führte sie der Reihe nach den Damen vor, und es war merkwürdig, wie sie mit ihrem Urteil meistens das Richtige trafen und wie sie im geeigneten Moment wirksam zu ermutigen wußten.

Auf das eidgenössische Gesangfest in St. Gallen hin, wo es galt, unter allen Umständen Erfolg zu haben, wurde ich gebeten, im Männerchor Chur mitzuhelfen, und stand in der Reihe der I. Bässe an der Seite des damaligen bischöflichen Kanzlers, Herrn Schmid von Grüneck. Wir erlebten also miteinander das sensationelle Bankett, verließen folglich nach der halben Suppe, ohne weiter gespiesen zu haben, die Festhütte, hatten aber etwas Anteil am eroberten Lorbeer, mein Nachbar bedeutend mehr, weil er eine viel bessere Stimme hatte (und wohl noch hat) als meine durch die „Schöpfung“ erschöpfte und gar ruinierte.

Im Sommer 1886 entschlossen sich mein Vater und meine Stiefmama (vorher Clara Barth von Scans<sup>43</sup>), zum Teil wohl auf meinen Rat und Wunsch hin, nach Chur zu ziehen, und wir bezogen miteinander eine Wohnung. Papa schloß sich in der Folge meinen Bässen vom Gemischten Chor an. Für das kommende Vereinsjahr wählte mich dann auch der Männerchor Chur zu seinem Direktor.

In den ersten Monaten 1887 lief ein Brief aus Morges ein, worin mein Onkel mir mitteilte, die Stelle als Organist an der Kathedrale in Genf sei frei geworden und man veranstalte, zur Wiederbesetzung derselben, ein Wettspiel für den Monat Mai. Er forderte mich sehr eindringlich auf, daran teilzunehmen, und ich ließ mich dazu bewegen. Bei der Rückkehr erwartete mich mein Vater am Bahnhof. Auf dem Heimweg frug er mich, wie es gegangen sei und was ich etwa für Aussichten hätte. Ich sagte, mein Spiel, meine Leistung sei wohl nicht übel ausgefallen, und ich dächte schon, Aussichten zu haben. Sicher jedoch sei ich nicht, da keiner von den Kandidaten die andern gehört, weder vormittags noch nachmittags. Da fiel Papa, recht schelmisch lachend, ein: „In dem Fall weiß ich mehr und besser Bescheid als du“, und übergab mir eine Depesche aus Genf, worin ihm das Konsistorium zu meinem Erfolg gratulierte und mir die Ernennung zum Organisten der Kathedrale offiziell mitteilte. Papa war

<sup>43</sup> Geboren am 19. September 1845 in Breslau.

sichtlich erfreut. Jedoch schon unterwegs entfiel ihm die Bemerkung: „Eigentlich ist es eine arme Geschichte“ und etwas später: „Wohl ganz schön, 's ist aber auch ein Ideal, seiner Heimat zu dienen.“ Es tat mir namenlos weh, zu sehen, wie er litt.

Infolge dieser Nachricht machte man in der Heimat Anstrengungen, den Untreuen zu behalten, — solche Anstrengungen und in solcher Weise, daß ich, tief ergriffen und gerührt, dem Konsistorium schrieb, man möchte von meiner Wahl absehen und einen der Konkurrenten, den zweiten im Rang, zum Organisten ernennen. Das Konsistorium, billigermaßen aufgebracht, bestand trotz der Gründe, die ich vorbrachte, auf seinem Rechte, und so entspann sich ein langer, unliebsamer Zwist und entstand eine peinliche Situation. Schließlich kamen zwei Delegierte vom Konsistorium in der Person der Herren Pfarrer Marc Doret und Henri Roehrich nach Chur, um die Sache mündlich zum Austrag zu bringen<sup>44</sup>. Es war gerade der Tag der Hauptprobe für „Das Paradies und die Peri“ von Schumann, als sie sich bei uns anmeldeten. Sie schlugen ohne weiteres vor, die Besprechung auf den übernächsten Tag zu verschieben. Man sah sie unter den Zuhörern, ahnte wohl und wußte bald, was es bedeute. In diesem Zwiespalt, in dieser Stimmung wurde geprobt und wurde „Das Paradies und die Peri“ aufgeführt. Papa sang im Chor mit, wohl am meisten betrübt von allen. Die Aufführung war schön und ausdrucksvoll. Sie gefiel den Herren Delegierten und dürfte Folgen für Genf gehabt haben. Nach langem innem Kampf gab ich am Tag darauf nach. Moralisch hatte das Konsistorium recht. Man hat in Genf mein Zaudern verstanden, und daheim ist mein Entschluß schließlich wohl gebilligt worden. Ich war zu weit engagiert, um mich ohne Tadel zurückziehen zu können. Herr Dr. Kaiser gab mir recht. („Herr Barblan, wir hätten Sie gern behalten, aber wie die Sachen stehen, ist es richtiger, Sie gehen nach Genf.“) Der Heimat Bemühungen sind aber nicht fruchtlos gewesen und haben mich nur noch enger an sie geschlossen.

In Ermangelung eines Orchesters ist es lange Jahre hindurch Frau Dr. Killias gewesen, welche die Begleitungen bei den Auf-

<sup>44</sup> Herr Pfarrer Doret, hervorragender Kanzelredner, predigte oft in der Kathedrale und war in der Folge Professor der Theologie an der Universität. Herr Pfarrer Roehrich ist der Verfasser der französischen Übersetzung des „Rufst du, mein Vaterland“ („O monts indépendants“).

führungen übernahm. Ich war kein bequemer Dirigent, verlangte viel von den Ausführenden und auch von der Begleiterin. Frau Killias gab sich aber stets und gern alle erdenkliche Mühe, mich zu befriedigen. Sie hat mir sicher alle meine „Basiliskenblicke“ verziehen, und ich bin ihr für all ihren schönen, rührenden Eifer dankbar geblieben<sup>45</sup>.

Es war noch etwas in Sicht, woran mir unter den gegebenen Umständen viel lag, nämlich ein Konzert mit den Kantonsschülern in der St. Martins-Kirche. Wir hatten zwei Jahre lang gearbeitet und durften uns jetzt schon hören lassen. Es wurde hübsch und ausdrucksvoll gesungen; Sänger und Zuhörer waren ergriffen, und der dies niederschreibt, nicht am wenigsten. Am Schluß der letzten Gesangsstunde erklang noch das Lied: „Wenn weit in den Landen wir zogen umher“; — es war ein recht ergreifender Moment, an den sich vielleicht noch mancher von den damaligen Schülern erinnert. — Nach einem kurzen Aufenthalt bei Verwandten in Hinterrhein, wo ich Herrn Willy als Geistlichen des Orts antraf, erfolgte die dritte, schwere Trennung.

Ich übergehe meine Tätigkeit in Genf und erwähne bloß noch einiges, das mit diesen Notizen und mit der Heimat in Zusammenhang steht. Mein Nachfolger in Chur, Herr Musikdirektor Diehl, war als Ausländer gar nicht vertraut mit unseren musikalischen Verhältnissen, mit unserer Methode (unserm *ut re mi*) und bedurfte Auskunft. Ich erfuhr es und klärte ihn gern und ausführlich darüber auf.

Nicht lange nach meinem Weggang von Chur starb in Genf Freiherr von Loë. Herr Dr. Kaiser, der bei der Beerdigung den Kanton vertrat, suchte mich auf und vereinbarte mit mir eine Zusammenkunft. Man sprach über Graubünden, hauptsächlich über die Kantonsschule, und beide Teile waren eher bewegt (als Schüler hatte ich beinahe Furcht vor dem so ernstern Herrn). Mit den Damen Kaiser trat ich und verblieb in schriftlichem Verkehr. Sie erhielten von mir oft Bruchstücke von neuen Arbeiten. Fräulein Pepi verfuhr dabei wie ehemals am Sonntag abend, so daß ich noch zur Stunde ihre Briefe mit wahrer Freude lese. (Fräulein

<sup>45</sup> Frau Killias war schon seit Käslins Direktion mit Feuereifer dabei. Was hab' ich vom Garten „im Sand“ Rosen erhalten, was hab' ich im Haus „im Sand“ mit besonderem Interesse vernommen über Käslin, Szadowsky, über Lutz!

Anna v. Planta hat mir eine sehr gelungene Momentaufnahme von ihr verschafft. Sie befindet sich auf meinem Schreibtisch neben den Bildern von Papa und Mama. Ich vergesse ihren Blick nicht und mag ihn wohl konsultieren.)

Zu Anfang des Jahres 1894 wurde ich mit der Komposition der Kantate für die Eröffnung der Schweizerischen Landesausstellung in Genf (1896) beauftragt. Das Werk<sup>46</sup> ist geschrieben für großen doppelten Männerchor, für Solis (Sopran und Bariton) und für großes Orchester. Ich gab mir damit große Mühe. Wahrscheinlich ist darin zum erstenmal von einem schweizerischen Komponisten, gelegentlich einer patriotischen Kundgebung, das Mittel des Leitmotivs benützt worden. Ich verwendete dazu selbstverständlich den Anfang der Nationalhymne, — stets im Orchester, jedoch so, daß im Verlauf des Werks immer längere Teile davon erklingen, bis schließlich im Finale die ganze Hymne im vollen Orchester erscheint, während der Doppelchor und die Solisten das Vaterland eher enthusiastisch besingen. Das Werk hatte das Glück, eine große, tiefe Wirkung auszuüben, und der 1. Mai 1896 bedeutet schon ein bemerkenswertes Datum in meinem Leben. Da im Festspiel zur Calvenfeier auch Elemente vaterländischen Charakters (Mastralia und die Nationalhymne) leitmotivisch verwendet werden (wahrscheinlich ebenso zum erstenmal in unserer speziell schweizerischen Kunstform des Festspiels) und beide patriotischem Zwecke dienen, so ist jene erste Arbeit dem Festspiel sicher zu statten gekommen<sup>47</sup>.

<sup>46</sup> Ode à la Patrie (Festgesang) — op. 7 — meinen Eltern gewidmet.

<sup>47</sup> Die Mastralia anlangend scheint mir außer Frage, daß eine fertige, allgemein adoptierte Fassung derselben nie bestanden hat. Die Dorfgeiger und Musikanten verwendeten ähnliche, verwandte Motive, verfahren aber damit in verschiedener Weise und in verschiedener Folge. Zum Glück sammelte mein Vater, bevor es zu spät wurde, was er nur auftreiben konnte an Überlieferungen. Gian Giachen Bott mußte ihm seine Weise vorspielen; die Herren Romedi (Ständerat und Nationalrat) lieferten ihm Melodien von andern Musikanten etc. Aus diesem Material sonderte ich, was mir am prägnantesten, was mir als echt engadinerisch erschien, und stellte damit die Mastralia her, wie sie im Festspiel figuriert. Das Motiv in Vierteln im 25. Takt (Klavierauszug Seite 90, unten) verdanke ich Herrn Dr. Bühler. Es stellt ein Element aus andern Teilen Bündens dar, welches vortrefflich geeignet war, eine kräftige Abwechslung hineinzubringen.

Mein Vater war im April im Auftrag des Kantons nach Genf gekommen, um in der Abteilung „Forstwesen“ die betreffende Ausstellung Bündens anzuordnen und einzurichten. Zu meinem Leidwesen fühlte er sich gar nicht wohl, und sein Zustand bekümmerte ihn und uns. Ich spielte ihm die Kantate vor und war erstaunt, wie er sie begriff und richtig beurteilte, obwohl sie modern gehalten und obwohl darin reiche Mittel zur Verwendung kommen. — Man verlangte eine zweite Aufführung derselben sowie des Oratoriums „Samson“ von Händel, welches die Société de Chant Sacr   unter meiner Direktion im März aufgeführt hatte. Beide Konzerte wurden auf den Monat September festgesetzt. Papa faßte den Entschluß, für diese Aufführungen nach Genf zu reisen, wiewohl sein Leiden inzwischen sehr zugenommen hatte. Sein Lebenselement: die Musik, mein Zureden und der Wunsch, zu sehen, was inzwischen durch mich in Genf erreicht worden, mögen ihn dazu bestimmt haben. Als er ankam, war ich ganz erschrocken über seinen Zustand. Er besuchte jedoch mit großem Interesse meine Orgelkonzerte, genoß intensiv von den Werken und von den Vorträgen die schönsten, genoß enthusiastisch den „Samson“. Dank der Ausstellung fanden sich eines Abends bei uns in der rue Calvin eine ganze Anzahl Altersgenossen aus Scans ein, die alle Papas Schüler gewesen. Es war für ihn und für uns wie ein Nachklang von verrauchten, glücklichen Tagen. Die Aufführung der Ausstellungskantate, die vortrefflich gelang<sup>48</sup>, ist für meinen Vater eine große Freude und Genugtuung gewesen — leider die letzte. Von da ab verschlimmerte sich sein Zustand sehr. Papa sollte nicht mehr nach Chur, nicht nach Graubünden zurück, und die letzte, schwerste Trennung von ihm erfolgte in Genf (am 25. September). Auf seinem Grabstein, einem mittelgroßen Felsblock, steht in Noten eingraviert der Anfang des Wettlieds der Scanser in Davos: „Sta bain Tavo“ („Leb wohl, Davos“). Was für ein Kummer für mich, daß Papa nicht erleben durfte, wie bald darauf die Heimat im Hinblick auf das Frühjahr 1899 an den Sohn gelangte, so daß es diesem vergönnt war, ihr noch in der Ferne zu dienen! Er hätte im Jahr darauf noch besser als gelegentlich der Kantate erkannt, daß von Vn  , von Scharans, von Scans und von Zernez so etwas wie Heimweh, wie Heimatliebe ausgegangen ist.

<sup>48</sup> Unter den Zuhörern befand sich Saint-Sa  ns.